

**Zeitschrift:** Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern  
**Herausgeber:** Geographische Gesellschaft Bern  
**Band:** 17 (1898-1899)

**Artikel:** Reisebilder aus den Anden  
**Autor:** Wehrli, Leo  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-322365>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## VII.

### Reisebilder aus den Anden.

Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 12. Januar 1900, von Dr. *Leo Wehrli*,  
Geolog in Zürich.

Mit 3 Bildern nach Photographien des Verfassers.

---

Der 41. Grad südlicher Breite kreuzt die Westküste von Südamerika wenig nördlich von dem deutsch-chilenischen Städtchen *Puerto Montt*, durchquert das Andengebirge auf eine Breite von beiläufig 40 Wegstunden und zieht über die patagonische Steppe zum atlantischen Ocean. Am Ostrand des Gebirges entspringt auf dieser geographischen Breite der Limay-Strom, der eine, südliche, Quellarm des mächtigen *Rio Negro*, der in weitem Bogen die argentinische Pampa durchzieht und nach Süden gewendet wieder unter dem 40. Breitengrad bei *Carmen de Patagones* das östliche Meer erreicht. Dort, wo das chilenische Insellabyrinth anfängt, in welches der südamerikanische Kontinent sich gegen das Feuerland hin auflöst, wollen wir im Geiste die Cordilleren betreten. Von jenen menschenarmen Bergparadiesen möchte ich plaudern aus der Erinnerung.

Es war vor zwei Jahren, am Abend vor Sylvester 1897. Wir hatten die interoceanische Wasserscheide von Westen her passiert und stiegen beim Einnachten in einen felsigen Thalkessel hinab zu einer waldumrahmten Seebucht. Unter einem mächtigen Laubbaume dicht am Ufer schlugen wir die Zelte auf. Inzwischen war das letzte Abendrot von den hohen Felsenkuppen gewichen. Ein schwerer, matter Silberglanz senkte sich auf die glatte, unheimlich weit gegen Osten sich dehnende Seefläche. Feuchter, balsamischer Blütenduft umgoss die müden Glieder; das Bächlein nebenan murmelte ein-

tönig geschwätzig ein Schlummerlied. Vom schwarzen Sommerhimmel stieg auf funkelndem Sternenregen der Traumgott zur Erde, drang zur offenen Zeltthür herein und brachte süsse Grösse von weiter Ferne: „Am stillen Herd, zur Winterszeit . . . .“ — —

Silvestermorgen brach an.

Ein Zauber musste gewaltet haben über Nacht. Märchenhafte Schönheit war ausgegossen über der Bucht. Lachende Lichtfülle strahlte aus dem jugendlichen Grün des Buchenhochwaldes zurück. Durch das Gewirr der alten moosbewachsenen Stämme holten schräge, dunstige Morgensonnenstrahlen die Finsternis des Urwaldes heraus; blaue Glockenblumen nickten ihnen zu, und selbst die ruppige Stechpalme öffnete ihre rotgelben Blüentrichter. Ehrwürdige Bartflechten sonnten ihr Fädengewirr, und die steifen Bambusrohre liessen sich auch bescheinen vom Licht. Rundum aber, am Ufer und unter den gewaltigen Baumkronen, zog *ein* festlicher Kranz blühender Myrtenbüsche. Das Land lag im Brautschmuck da. Zierliche rotweisse Fuchsien läuteten zur Morgenandacht. Ein Schwanenpaar kam auf der blauen Wasserfläche angeschwommen, blendend weiss, wie die Myrtenblüten, doch mit kohlschwarzen Hälsen und roten Schnäbeln. Enten schnatterten in geschütztem Winkel gleich alten Tanten: sie hatten's nicht rechtzeitig genug erfahren, dass die Myrte heut aufgehen sollte. Fink und Meise sangen Freudenlieder in den Morgen hinein, und klotzig rundbucklige, granitene Felsstöcke links und rechts, mit vereisten Häuptern, bewachten als unnahbare Schwiegermütter die bräutliche Landschaft. —

Das Barometer zeigt 740 Meter über Meer; wir sind am Nahuel-Huapi, einem grossen Gebirgssee, der sich in wunderlichen Formen über 10 Stunden weit nach Osten, beinahe bis in die Pampa hinaus, erstreckt.

Hier war gut sein — wenn ein Forscher überhaupt „sein“ dürfte. Aber das Hauptquartier stand noch jenseits der Wasserscheide auf chilenischem Boden, und von Osten waren uns Pferde und Maultiere ans andere Seeende entgegengeschickt von Buenos-Aires aus durch die Pampa, während wir von der pacifischen Seite eingetreten waren. Am Nahuel Huapi sollte man sich treffen.

Also erst das Hauptquartier herüberholen. Dort steht eine kleine Stadt von Zelten. Das *Feldherrenzelt*, mit einer Beige von Apparatenkasten für photographische Cameras, Barometer, Hypsometer, Thermometer, Feldapothek, ein paar schlechten Landkarten u. s. w.; daneben das *Assistentenzelt*, mit den „Spirituosen“ für Insekten und verwandtes Volk, denn Don Carlos Bruch ist ein gutes Münchenerkind, das an schönen Käfern Freude hat; dann das Wigwam des „*Majordomo*“ mit der Dulce-Kiste für das Dessert bei festlichen Anlässen, und mit dem Majordomo selber, einer Art Impresario, der für das leibliche Wohl der Expedition zu sorgen hat, was er wenigstens in betreff seiner eigenen Person vortrefflich versteht. Endlich ein Baldachin von verbesserter Gotik für die Küche, und nebenan einige notdürftige Unterkunfts-Lokale für die Mannschaft. Metzgerei und Bäckerei sind in Laubhütten aus metergrossen Pangué-Blättern untergebracht, soweit nicht das Trocknen des Fleisches an der Luft freien Himmel erfordert, und ein eigens zu diesem Zwecke gefällter und ausgehöhlter Buchenstamm dient als Teigtrog für die Brotfabrikation. In der Küche wird streng geschieden zwischen Herr und Knecht. Unsere Beefsteaks braten in regelrechten Eisenpfannen; für den Puchéro (gesottenes Rindfleisch „mit Gemüse“) der Dienerschaft ist ein alter Petroleum-Tarro aus Blech zum Kochgeschirr umgearbeitet. Das ganze Lager befestigt ein Wall von über fünfzig Proviant- etc. Kisten, von denen manche „Steine statt Brot“ enthalten; der Chef ist ja Geologe. Und am nahen Bach ist die Waschküche eingerichtet. Feine wollene Hemden werden hier einer besonders sorgfältigen Behandlung unterzogen.

Endlich die *Mannschaft* selber. Ich erlaube mir vorzustellen: Don Delfino Häberli, mein lieber Leibbursch aus dem Thurgau, Faktotum und Flügeladjutant; Don Santiago Ostermann aus Berlin, Feldwebel und unfreiwilliger Witzbold; sodann sechs Mann von der Insel Chiloë, als „Marinéros“ für den Dienst auf den grossen Seen, gute arbeitsame Bursche, sobald man hinter ihnen steht, im übrigen fast mehr Mollusken, als Pioniere der Forschung — hatten sich alle in den ersten zwei Tagen des Dienstes krank gegessen an der Bewältigung der Wochenrationen, welche ihnen von schweizerischer Gut-



mütigkeit zuerkannt waren; weiter für den Dienst zu Pferde einige Gauchos, denen sich später noch ein paar Italiener zugesellten. Die ganze Gesellschaft war zusammengehalten durch die Gemeinsamkeit der schönen spanischen Sprache, welche für solche Fälle durch einen Reichtum passender Ehrentitulationen besonders geeignet erscheint. Ausserdem flossten die silberbeschlagene Reitpeitsche und der eidgenössische Ordonnanzrevolver durch ihre blosse Gegenwart nachhaltigen Respekt ein. „Es capaz de tirar, y cuando tira, pega“, hiess es einmal, als man bei einer Meuterei beriet, ob der Chef nachts solle durchgebläut werden: „er ist im stand, zu schiessen, und wenn er schiesst, so trifft er“ ..... oder besser deutsch: der Glaube macht selig und die Stadt blieb ruhig.

Uebrigens habe ich im ganzen mit der Mannschaft recht gute Erfahrungen gemacht. Wenn man dafür sorgt, dass der Alkohol und das „Ewig-Weibliche“ sie nicht aufreizen, sind diese Leute gutmütig und anhänglich, wenn sie auch nicht allzu kollegialisch behandelt werden dürfen.



Fig. 1. Reise auf Zweiräderkarren.

So also sieht's im Hauptcampament aus. Wir lassen es noch einige Tage am *Rio Peulla*, westlich der Wasserscheide, und machen einen Ausflug zum nahen *Tronador*. Wie die

Jungfrau vor Interlaken, so steht südlich von unserem Zeltlager der mächtige Tronador, ein dreigipfliger Eisriese mit gewaltigen Gletschern, deren nördliche Zungen reissende trübe Wildbäche ins Peulla-Thal herabsenden. Einige mutige Deutsch-Chilenen, die Gebrüder *Wiederhold* aus Puerto Muntt, haben am Rio Peulla und weiter thalabwärts am wunderschönen Allerheiligensee, Lago de todos los Santos (so benannt, weil er an einem Allerheiligentag entdeckt wurde), bereits kleine Siedelungen angelegt in grossartig schönen, stillen Erdenwinkeln, wo man vor seinen geehrten Mitmenschen noch verhältnismässig sicher ist. Denn es geht auf einer Strecke von vier Stunden vierzehn mal durch den reissenden Fluss, entweder zu Pferd, oder im Zweiräderkarren mit zwei Joch schweren Ochsen. Das erste Joch schwimmt hinüber; sobald es jenseits festen Fuss gefasst hat, kommt das hintere Joch zum Schwimmen und die „Kutsche“ mit den wohlgemessen zwei Meter hohen Rädern kollert hinten nach, ein königliches Schauspiel zum — Zusehen.



Fig. 2. Der Tronador.

Der *Tronador* (ca. 3600 m) ist ein auf granitenem Sockel ruhender ehemaliger Vulkan. Elegant erheben sich die schwarzen, von farbigen Gängen durchschwärmten Basaltwände in steilem Aufbau über dem rundbuckligen, weissen Grundgerüste

aus Granit. Dem ganzen Berg-Koloss entlang ist die Grenzlinie zwischen beiden Gesteinen von weitem klar sichtbar, einzig unterbrochen von den starrenden, klaffenden Eiszungen, bis sie sich rechts und links, nach Osten und Westen, in ungangbarem Urwald der steilen Thalhänge verliert. Vom grossen Gipfelfirnfeld herab zieht in majestätischem Bogen nach Westen ausholend und mit zerschlitzter Spitze wieder nach Osten zurückzüngelnd ein steiler Gletscher tief unter die Baumgrenze fast bis ins Peullathal. Ein noch viel bedeutenderer Thalglletscher, wohl vergleichbar dem Unteraargletscher, erreicht von Osten her den gleichen Thalboden, nur zwei Stunden oberhalb unseres Campamentes, bei kaum 500 Meter Meerhöhe. Er ist ein sogenannter Regenerationsgletscher, indem er nach oben nicht direkt mit den Firnfeldern zusammenhängt, sondern von Eislawinen genährt wird, welche unablässig von den höchsten Firnen über die 600 Meter hohen Basaltwände abstürzen. Alle zehn Minuten, durchschnittlich, fiel eine solche Lawine mit weithin rollendem Donner in den Felsenkessel. Daher der Name des Berges: El Tronador, der Donnerer.

Meine Chiloten fürchteten sich. Ich musste die Mutigsten auslesen, um den langen, übrigens ziemlich ungefährlichen Gletscher zu besteigen und eine Nacht auf dem Eise selbst zu bivouakieren. Gegen Morgen trat noch Tauwetter ein, das Naturorchester ward dadurch mächtig verstärkt; ein Konzert hub an, das ich in meinem Leben nicht vergesse und das schliesslich zum Rückzug zwang, trotzdem ich sonst sogar an Richard Strauss'scher Instrumentation Freude habe.

Im Hauptlager wird nun Generalbefehl zum Abbrechen gegeben, und am nächsten Morgen wandert eine Maultierkarawane, von den allzeit hilfsbereiten Gebrüdern Wiederhold geborgt, über die interoceanische Wasserscheide. Sie liegt hier niedrig, bei 1200 Meter über Meer inmitten dichtester Vegetation: Buchenhochwald vermischt mit Alerce, einer unserer Tanne ähnelnden Conifere, und einer Menge staudenartiger Laubhölzer, dicht, sehr dicht durchwachsen von unzähligen Bambusrohren, welche Kiel an Kiel stehen und dem Bestande fast ein tropisches Gepräge verleihen. Glücklicherweise ist hier von den Brüdern Wiederhold ein Weg gehauen; ohne diesen käme man, wie uns die Erfahrung

gelehrt hat, im Tag nicht über einen Kilometer vorwärts in diesem üppigen Dickicht.

Wir ziehen, schon auf der Ostseite der Wasserscheide, an einem kleinen idyllischen Bergsee vorbei, der „*Laguna de los clavos*“, dem Nägelsee — so geheissen, weil ein mit einer Kiste Nägel beladenes Maultier einst hineingefallen sein soll. Am Abend des gleichen Tages ist die oberste Bucht des *Nahuel-Huapi* wieder erreicht. Doch wo ist das Myrtenparadies vom Sylvestertag? — — Verschwunden der Blütenschmuck, wie ein Traum! Schwere Regenthränen fallen dumpf von Blatt zu Blatt. Das murmelnde Bächlein von damals tost trotzig daher. Die machthabenden Granitstöcke zur Seite tragen düster drohende Wolkenballen, und der See tobt in kalten, grünen Wellen, die vom Lande wegtreiben. Wie zum Hohne fliehen sie nach Osten, wo ihre weissen Silberkämme am Horizonte grell erglänzen; dort scheint die Sonne, lacht tiefblauer Himmel, die ewige Domkuppel der argentinischen Pampa.

So stand es während zehn Tagen. Wir hatten Regen und Sturm; der Bach riss uns in der Nacht beinahe die Zelte weg. Vom anderen Ende des Sees war es unmöglich, uns abzuholen, weil gegen den Wind nicht aufzukommen war, und wir hatten selber nur ein dürftiges Zusammenlegboot, das den Wellen nie stand gehalten hätte, und ein schwerfälliges, von uns selbst gezimmertes Floss, das mehr theoretisch als praktisch schwamm, weil es aus specifisch schweren Hölzern gebaut werden musste. Und drüben, auf wenige Stunden Entfernung, war herrlichstes Sommerwetter. Zehn Tage! Hätte ich Göthes „Dichtung und Wahrheit“ mit gehabt, eine alte Sünde vom Gymnasium her wäre da gut geworden, wo ich diese Lektüre nämlich nie vollständig durchbrachte, trotz alles offiziellen litterarischen Respektes.

So lagen wir in der Myrtenbucht — „*Puerto Blest*“ heisst der unvergessliche Winkel auf der Karte — wenige Meilen von einer merkwürdigen *meteorologischen und geographischen Grenzzone* entfernt. Sie zieht über viele Breitengrade in der Cordillere hin und teilt das Gebirge nach der Physiognomie der Landschaftsformen, nach Vegetation und Tierwelt in zwei total verschiedene Streifen. Der eine, wasserreiche, *westliche* (auf der pacifischen Seite) hat reichliche Niederschläge, üppige



Vegetation und prononcierte Bergformen; seine Thäler sind scharf ausmodelliert und heute noch in reger Bildung begriffen. Der andere, *östliche* (atlantische) ist dürr; über seinen ruhigen Formen zieht die sengende Pampasonne alle Feuchtigkeit auf, die vom Westen her noch den Winden geblieben ist. Der Lago Nahuel-Huapi schickt bis Puerto Blest einen langen Arm in das westliche Gebiet, während sein breites offenes Becken beinahe bis in die Pampalandschaft hinaus sich ausdehnt. Der Uebergang von einer Zone in die andere ist hier ein so unvermittelter, dass er an manchen Orten sich auf eine Strecke von wenigen Wegstunden vollzieht. So erklärt sich, dass man von Puerto Blest thatsächlich vom typischen Landregen nach dem Sonnenschein hinüberschauen konnte.

Endlich gab der Wind nach. Eine Segelbarke kam uns holen, auf der im Sommer die Wollenernte der anliegenden Pampa nach Chile hinüber spediert wird. Wir durchsegelten den mehrere Stunden langen, von hohen gletscherbuckligen Granitbergen umrahmten Arm von Puerto Blest, dessen Uferbilder vielfach an den Vierwaldstättersee erinnern. Dann aber öffnete sich die Landschaft. Einen Augenblick sahen wir in einen langen südwestlichen Arm hinein, dann in den breiten inselreichen nördlichen, und schliesslich schaukelten wir im grössten Teilstück, dem östlichen flachen Becken, das etwa mit dem Genfersee vergleichbar ist. An der breitesten Stelle misst es volle zwölf Kilometer, ist aber dort nach meinen Messungen nicht über 200 Meter tief; es stellt also ein flaches, tellerförmiges Becken dar. Trotzdem ist der See gerade in diesem Stück ein wilder Geselle. Sehr selten ist sein Spiegel ruhig. Allen Winden ausgesetzt, rauschen häufig meterhohe Wellen heran, und ihr Getöse ist Stunden weit vernehmlich. Der See brüllt.

Wir legten am Südufer an, in der breiten Inselbucht *Puerto Moreno*.

Es ist hier wohl der Ort, des Mannes dankbar zu gedenken, dem zu Ehren das Gelände benannt ist, das einstweilen von einigen wenigen, zumeist deutschen Kolonisten sporadisch gerodet und bebaut ist.

*Dr. Francisco P. Moreno* ist Gründer und Direktor des *La Plata-Museums*, in dessen Auftrag jährlich eine ganze

Reihe von *Expeditionen* ausgerüstet werden zur Erforschung des Landes, namentlich der Cordilleren. Moreno kennt den grössten Teil seines Heimatlandes aus eigener Anschauung. Argentinisch-spanische Kühnheit und Intelligenz paaren sich bei ihm mit einer seltenen Energie, einer unglaublichen Arbeitskraft und einem masslosen Gedächtnis. Seit einem Vierteljahrhundert durchstreift er jährlich in hastigen Expeditionen das andine Gebirgsland; im Winter werden die Resultate mit denen der übrigen von ihm ausgesandten Expeditionen verarbeitet; nachts steigt er sogar mit einer Kerze in der Hand in der grossen Museumsbibliothek herum und durchstöbert die neuesten Postsendungen nach geologischer und geographischer Litteratur, oder er schreibt irgend eine Reise aus dem Gedächtnis nieder. Da kann es einem Museumsbeamten passieren, dass er nachts 12 Uhr ein Telegramm bekommt, worin Moreno über irgend einen Cordillerenkamm um Auskunft bittet.

Seit drei Jahren ist Moreno ausserdem oberster Grenzkommissär auf argentinischer Seite in dem leidigen parlamentarischen Streit, welcher von den beiden grossen südamerikanischen Schwesterrepubliken Chile und Argentinien seit Jahrzenten um die andine Grenze geführt wird. Mehrmals wäre es wegen dieser Grenzfrage beinahe zum Kriege gekommen, ohne dass man in Buenos Aires oder in Santiago über die Lage und Natur der streitigen Länderstrecken recht orientiert gewesen wäre; das beweist der Wortlaut der Grenzverträge, welche von den Staatsmännern hüben und drüben aufgestellt worden sind. Morenos Verdienst ist es wesentlich, die enormen Gelder, welche der Staat für die Grenzfrage zur Verfügung stellte, zu einer raschen und nach Möglichkeit zuverlässigen Orientierung über das ganze Grenzgebiet verwendet zu haben. In richtiger Erkenntnis des Wertes einer wissenschaftlichen Landeserforschung, hat er mit der topographischen Aufnahme überall auch geologische, botanische und zoologische, sowie ethnographische Erhebungen veranlasst. Dass es sich einstweilen nur um vorläufig orientierende Uebersichten grösserer Gebiete handeln kann, liegt in der enormen Ausdehnung der andinen Grenzregion begründet. Sie erstreckt sich über mehr als dreissig Breitengrade! Doch ist von Moreno zu hoffen, dass er nach und nach eine vollständige und zu-



verlässige Landesaufnahme, verbunden mit wissenschaftlicher Durchforschung der ganzen grossen zukunftsreichen Republik erzwingen könne. General *Roca*, der jetzige Präsident, scheint solchen Bestrebungen wohlgesinnt; denn einzig auf einer gründlichen Kenntniss vom Lande selbst kann eine bessere Regierung desselben sich gründen! Und Moreno ist *Persona grata* bei der jetzigen Regierungsgruppe. Das ist nämlich auch in Südamerika nötig, wenn etwas Erspriessliches erreicht werden soll.

Der Art ist der Mann, der auch unsere, *Dr. Carl Burckhardt's und meine Expeditionen* in den Jahren 1897 und 1898 ermöglicht und ausgerüstet hat, deren Resultate gegenwärtig ausgearbeitet und von der eigenen Druckerei und photolithographischen Anstalt des La Plata-Museums herausgegeben werden. Moreno weilt zur Zeit in London, wo die argentinisch-chilenische Grenzfrage vor königlichem Schiedsgerichte liegt und hoffentlich einem glücklichen Abschluss entgegengeht.

Doch nun zurück nach Puerto Moreno am Nahuel-Huapi! Im Jahre 1876 erreichte Moreno den See als der erste Weisse, der vom atlantischen Ocean heraufstieg. 1880 kam er wieder in die unvergleichlich schöne Landschaft, und 1896 beschreibt er sie mit begeisterten Worten in den Reiseberichten über seine dritte Expedition, die er kurz vorher dorthin unternommen. Grandios ist der Ausblick nach Westen, gegen den hellstimmernden Tronador, dessen dreizackiger Gipfel vom östlichen Ende des Sees aus in weiter Ferne hinter der nebligen Bucht von Puerto Blest aufragt — blauer See, weisse Firne und tiefblauer Himmel: blau-weiss-blau, die argentinische Flagge. Aber auch Moreno denkt dabei an die liebe Schweiz, die er auch besucht hat, und meint: „que Suiza es una reduccion habitada de la Patagonia Andina“.

Der Lago Nahuel-Huapi ist nicht der einzige See dieses Gebietes. Vielmehr liegen eine grosse Zahl solcher Becken über mehr als 12 Breitengrade im Gebirge und am Rande desselben verstreut, und allen wird wunderbarer landschaftlicher Reiz nachgerühmt. Ich kenne ausser dem Nahuel-Huapi noch den Lago Gutierrez und Lago Mascardi weiter südlich, den Lacar und Lolog mehr nördlich, den Allerheiligensee und den Lago Llanquihué im chilenischen Westen aus eigener Anschauung, und wenn nichts anderes mich wieder nach den

südamerikanischen Anden zöge — jene märchenhaft schönen Seengebiete möchte ich wieder sehen. Wohl sind sie unbewohnt. Das Liebliche, menschlich Rührende fehlt. Aber gerade diese traumhafte Einsamkeit, diese erhabene Jungfräulichkeit nimmt das Gemüt gefangen. Dass die in Südamerika sein muss! — —

\*                      \*

Unser *Pferde- und Maultiertross* traf bald in Puerto Moreno mit uns zusammen. Zwar mussten noch mehr Tiere hinzugemietet oder gekauft werden, damit alle Mannschaft und die schweren Kisten „beritten“ gemacht werden konnten. Tagereisen weit sandte ich Boten, um bei reichen Kolonisten „animales“ zu requirieren. Delfin, mein strammer Leibbursche, leistete da oft treffliche Dienste mit seinen landwirtschaftlichen Kenntnissen; denn für den Pferdehandel kam ich mir selber ziemlich talentlos vor. — —

Schliesslich war von Maultieren und Pferden eine stattliche Schwadron beisammen, so dass ordentlich abgewechselt werden konnte. Die eine Hälfte wurde jeweilen beladen oder gesattelt, während die übrigen Tiere frei vorauf gingen. So war man ziemlich beweglich, trotz der grossen und schweren Bagage. Immerhin liess ich öfters das Hauptcampament längere Zeit, bis mehrere Wochen, unverändert und machte von da aus mit kleineren Abteilungen Zweigexkursionen auf etliche Tage. Das waren jeweilen für die zurückbleibende Lagerwache Zeiten beschaulicher Ruhe, wo die Leute sich's bequem einrichteten, wo ein regelrechter Herd aus Steinen aufgerichtet wurde, wo sie einen sogenannten Esstisch zimmerten mit einer schattigen Laube aus Reisig drum herum, wo sie ihre Betten auf ein paar zusammengerückten Stein- oder Proviant-Kisten installierten, statt auf der blossen Erde, wo man sogar Brücken über die Bergbäche baute aus umgehauenen Stämmen.

War dann Befehl zum Aufbruch für den folgenden Morgen gegeben, so wurde am Abend schon alles irgendwie entbehrliche Gepäck zum Aufpacken gerüstet, die Lasten unter die *Arrieros* verteilt, welche den direkten Verkehr mit den störrigen Vierbeinern besorgen und jedem Maultiere seine Last für den Morgen zumessen.

Es sind derbe, wetterbraune, grobschlachtige Gesellen aus der Klasse der argentinischen *Gauchos*. Halb eingeborene Indianer, halb eingewanderte Spanier, manchmal noch mit Negerblut vermischt, sind sie doch ein wohl charakterisierter Menschentypus, jene halb verwilderten Pampa-Reiter mit den grossen silbernen Sporen und dem unentbehrlichen Poncho. Das ist ihr Reitermantel, ein langviereckiges buntstreifiges Tuch mit einer schnittförmigen Oeffnung in der Mitte, durch welche der Kopf gesteckt wird; die beiden langen Hälften fallen über Brust und Rücken, manchmal Ross und Reiter deckend, während die Ränder links und rechts über den Schultern in malerischem Faltenwurf aufgekrämpt werden, oder man wirft den vorn über die Brust herabfallenden Teil bauschig über die linke Schulter, so dass eine Art römischer Toga entsteht.

Der Gaucho steht manchenorts in nicht besonders gutem Rufe; er ist durch seine Kühnheit berüchtigt, und die argentinischen Tagesblätter wimmeln von Raub- und Mordchroniken über ihn; er führt das Messer mit italienischer Fertigkeit und Tücke, und ein gestohlenes Pferd ist ihm lieber als gar keines. Man darf eben auch nicht vergessen, *was für* Leute früher manchmal nach Südamerika abgeschoben wurden, und dass die Darwinschen Vererbungs- und Selektionsgesetze manchen Sündenconto bis in entlegenere Zeiten hinaufdatieren! Aber trotzdem hat der Gaucho auch seine Charaktervorzüge. Seine Hilfsbereitschaft und Treue gegen den Herrn fand ich in gefährlichen Lagen mehr als einmal erprobt, bei bösen Flussübergängen, oder wenn wir uns beim Einbruch der Nacht im wilden Gebirg verirrt hatten, in Proviantkalamitäten u. s. w. Der Gaucho ist entschieden besser als sein Ruf, wenn man ihn geziemend behandelt. Es steckt eine Art Vaganten-Rittertum in seiner Natur; er ist „caballero“ bei aller Verschlagenheit und Perfidie, und das hat er vermutlich mehr vom kultivierten spanischen, als vom indigenen Indianer-Teil seiner Abstammung.

Heute soll also das Hauptlager abgebrochen und dislociert werden.

Die Tiere weideten die Nacht über, frei geschart um ein treues Muttertier, die Yegua mit dem Glöcklein um den Hals.

Nur ein oder zwei Pferde bleiben zur Sicherheit gesattelt und angebunden bei der Lagerwache. Beim Tagesgrauen wird die Herde besammelt und zum Lager getrieben. Jeder Arriero holt sich seinen kleinen Trupp heraus. Manche von den Tieren fügen sich willig; andere müssen mit List und Lasso auf den Weg der Pflicht geführt werden. Man wirft dem Maultier, das bepackt werden soll, sachte den Poncho auf den Nacken, zieht ihm denselben vorsichtig über den Kopf, bis die Augen gedeckt sind, und schlingt ihn unten zu. Von dem Moment an bleibt auch das störrischste Maultier ruhig stehen und lässt sich satteln und bepacken. Da ist es nun eine besondere, bewunderungswürdige Kunst der Arrieros, die ungefügigen Kisten, Zeltstangen, Säcke u. s. w. gleichmässig und dauerhaft festzubinden für einen langen Tagemarsch durch unwegsame Berge und Thäler, über Stock und Stein, über Bäche und reissende Flüsse. Brücken gibt es da nicht, oder wenn ausnahmsweise ein paar Prügel gelegt sind, so geht man lieber nicht darüber.

Mit Sonnenaufgang ist schon alles lebendig im Lager. Der Koch sorgt für einen saftigen Spiessbraten, die „Offiziere“ werden aus ihren Zelten exmittiert, denn die Tücher müssen aufgepackt werden. Man wäscht sich am nahen Bache — die Arrieros sparen diese Zeit ein — dann wird gefrühstückt und endlich noch als letzte die „Mula de la cocina“, das Maultier mit den Küchenutensilien, bepackt. Klappert dabei in einer Kiste irgend ein Blechgefäss, so kann es passieren, dass die Mula erschrocken mit den kaum erst halb festgebundenen Kisten davonjagt. Das Beispiel wirkt ansteckend; es gibt einen Aufruhr, die bepackten Lasttiere stossen sich gegenseitig mit ihren Ladungen, und im Nu strahlt die ganze Gesellschaft galoppierend auseinander, wie wenn eine Bombe mitten hineingeplatzt wäre. Wir verfolgen ängstlich unsere Instrumentenkasten und die Kisten, die photographische Platten enthalten, und wenn man Glück hat, so sind die Ladungen in einer oder zwei Stunden wieder repariert, die Hunde bellen freudig zur Abreise und der Chef als Letzter kann endlich aufsteigen.

Voraus zieht der Marucho, der „Junge für Alles“; er führt die Yegua am Strick, und friedlich keuchend beineln die dünnfüssigen Maulesel hinten nach, einer hinter dem andern,

je zu 6 bis 8 von einem Arriero kommandiert. Was man da für Kosenamen hört — es gäbe ein ganzes Lexikon! Aber zäh sind sie, Menschen und Tiere. Es wird durchmarschiert bis gegen Sonnenuntergang. Dann sucht man einen günstigen Lagerplatz, wo Wasser und Futter vorhanden ist. Rasch ist abgeladen. Blessierte, von der Last verwundete Tiere werden „ärztlich behandelt“, der Marucho macht ein grosses Lagerfeuer, und bald brodelt die Suppe im Topf. Die Arrieros trinken ihre Maté und singen ihre eigentümlich traurigen, rhythmisch so fremdartigen Gaucho-Liedchen, dieweil Delfin mit seinen Getreuen die Zelte montiert, und von neuem entsteht das flüchtige Feldlager in der Cordillere.

\*                      \*

Von Puerto Moreno am Nahuel-Huapi-See aus unternahm ich eine Reihe von kleinen Streifzügen nach Westen zurück, gegen Süden an die Seen Gutierrez und Mascardi, und nach Osten bis über das Ende des grossen Nahuel-Huapi hinaus. Einige wenige Indianerhütten zeugen noch von den alten rechtmässigen Eigentümern des Bodens, und ein paar kühne deutsche und nordamerikanische Kolonisten haben sich da einsame Farmen gebaut: *Christian Book*, ein junger Holsteiner, baut Kohl und Kartoffeln und hat eine indianische Gemahlin; *Otto Goedeke*, aus Sachsen, wenn ich mich recht erinnere, treibt Schafzucht und besitzt ausserdem einen gedruckten Kalender; die Brüder *Wiederhold* von Puerto Muntt haben auch hier eine Ablage ihrer Import-Artikel, sogar ein kleines Gasthaus war im Bau; von hier wird die Wolle nach der chilenischen Küste expediert, welche die am Ostrand der Cordillere sesshaften Kolonisten jährlich herbringen. Und ganz vornehm wurden wir bei Don *José Tauschek* empfangen, einem guten alten Böhmen, der mit Frau und einer äusserst munteren achtzigjährigen Schwiegermutter sich am südöstlichen Ende des grossen Sees ein in seiner Art reizendes Heim eingerichtet hat: ein flottes Blockhaus mit separater Küche, Hühnerhof, grossem Gemüsegarten und, worauf Frau Tauschek und ihre rüstige Mutter besonders stolz sind, einem prächtigen Blumengarten. Don José hat Hunderte von Pferden und Kühen auf den umliegenden Feldern weiden; er baut Getreide, macht Butter, Käse



und Konfitüren (Erdbeeren gibt's im Gebiet massenhaft) und ist ein lebenswürdiger Mensch, der hilft, wo er nur kann. Dabei hat er einen unbezwinglichen Hang zu Abenteuern, und wenn ich die eisigen Tronador-Gipfel hätte besteigen mögen, der alte hinkende Tauschek wäre sicher vor mir oben gewesen!



Fig. 3. Freund Tauschek mit Familie, vor seinem Hause  
am Nahuel-Huapi (Argentinien).

Leider „gehört“ Grund und Boden des Tauschek'schen Gutes einem argentinischen Grossgrundbesitzer. Bei der landesüblichen Latifundienwirtschaft wurden nämlich bis vor wenigen Jahren jene Gebiete in Partien von 32 Quadratstunden veräussert oder an Generäle verschenkt, die sie hatten erobern, „civilisieren“ helfen. Gefällt es dann dem Herrn oder einem seiner rohen Sachverwalter, so muss der kleine Mann das Feld räumen, wenn er schon Jahrzehnte lang gerodet oder gearbeitet hatte, um sich eine menschenwürdige Heimstätte zu schaffen in der Wildnis. So wollten sie auch den alten Tauschek wegtreiben. Sein fleissig bearbeitetes Gut hätte dem neuen Majordomo des Landes vermutlich gut gefallen. Solange wir dort waren, scheuten sich die Kommissäre, etwas gegen ihn zu unternehmen. Doch passten sie ihm arg auf, und als er einmal im Aerger meinte „jetzt kommen die Heuschrecken sogar bis zum Nahuel-Huapi“, musste er dafür zwei Tage brummen, denn der Herr Comisario am Limay drunten mochte



den Vergleich aus dem Insektenreich weniger schmeichelfhaft als verständlich finden.

Vom *Nahuel-Huapi* folgten wir dessen Ausfluss, dem schönen *Rio Limay*. Wieder ein ganz neuer Landschaftstypus! Ein relativ junges Thal, das zunächst einige Stunden nach Osten führt, dann aber scharf nach Norden umbiegt und nun mehrere Tagereisen weit am östlichen Rand des Andengebirges hinzieht, bald enge Schluchten bildend, bald zu freundlichen Thalböden sich ausweitend. Als klargrünes Band zieht der Limay dahin. Er mag am Anfang etwa so mächtig sein, wie die Reuss bei Luzern. Dunkelgrüne Cypressen (*Libocedrus*) umranden seine Ufer, fahlgelbes Pampa-Gras erinnert an die dünnen Steppen des Ostens; kahle, abenteuerlich geformte Felszacken ragen gigantischen Burgruinen gleich in die heisse Luft, durch eine eigentümliche Art der trockenen Verwitterung aus horizontal geschichteten Lava- und Tuffdecken herausgemeisselt, und schwarzblau wölbt sich darüber der Himmelsdom.

Nach und nach verbreitert sich das Thal. Von Norden fliesst dem Limay der ebenso starke Rio Collon-Cura zu; der Strom wendet sich jetzt mehr nordöstlich und tritt ganz in die öde Steppe hinaus. Bei Confluencia vereinigt er sich mit dem Rio Neuquen, der weither von Norden aus den Cordilleren vom 37. bis 39. Breitengrad kommt. Beide Ströme vereint bilden den mächtigen Rio Negro, der, wie schon eingangs erwähnt wurde, die kontinentale Sandstein- und Geröll-Steppe durchquert und bei Carmen de Patagones ins atlantische Meer mündet.

Bis *Roca*, der Hauptstadt der Provinz Rio Negro, geht seit einem Jahr ab Bahia Blanca die grosse *Neuquen-Eisenbahn*. Es wird eine Frage weniger Jahre sein, so wird sie um etwa 50 Kilometer verlängert werden bis nach Confluencia am Rio Neuquen und Rio Limay, und wenn die argentinische Staatskunst und das englische Kapital ausharren, so dürften jene paradisischen Cordillerenlandschaften mit den grossen Seen bald dem Verkehr und der Siedelung erschlossen werden. Das wäre dem aufstrebenden und zukunftsreichen Lande zu wünschen.

Bis Roca durchquerten wir Ende April auch die *Steppe* mit unserem Tross. Da hört nun allerdings der landschaft-

liche Reiz auf. Oed, trocken, staubig, heiss und kalt, tot! Und doch ist viel Leben darin. Auf den frisch vom Wind angewehten Sanddünen finden sich massenhaft Tierfährten, vom kleinen Gürteltier, vom Steppenhuhn, vom Strauss, und in der Nähe des Limaystromes, in den stagnierenden Wasser-tümpeln, wimmelt's von Enten und schwarzhalsigen Schwänen. Oben auf der Hochebene, der Meseta, ist alles dürr; dornige Sträucher mit sperrigen, fast blattlosen Aesten starren in den brennenden, blendenden Tag; nirgends ist Schatten, kein Kräutlein grünt. Unten aber, am Strom, gibt's hie und da grüne Oasen, Weidenbüsche mit hängenden, frisch gelbgrünen Zweigen, unter denen träge das Wasser dahinschleicht, um gleich darauf wieder die kahle, sandige, bewegliche „Barranca“ zu bespülen, den Steilabsturz der Meseta.

\*                      \*

So haben wir eine halbe Welt von Landschaftstypen durchwandert. Von Buenos-Aires durchquerten wir die Steppe erstmals bis Mendoza, überstiegen das Gebirge da, wo seine höchsten Bergriesen stehen, am Aconcagua vorbei, auf einem 4000 m hohen Passe. Dort stiegen wir in die immergrünen chilenischen Andenthäler ab, wo der Cereus-Kaktus seine gespenstischen Arme erhebt; es folgte das chilenische Längsthal mit den freundlichen Städten, dann die Küsten-Cordillere bis Valparaiso mit komfortablen Eisenbahnen. Hierauf sechs Tage Seefahrt auf dem stillen Ocean, nach Süden bis Puerto Muntt. Urwalddickicht von Bambus und Buche empfing uns, ein Regenland mit feuchter Treibhausluft. Abermals überwandten wir die Wasserscheide, diesmal bloss 1200 m über Meer, in der Gegend des gewaltigen Gletscherberges Tronador. Jenseits empfing uns das unvergessliche Myrtenlager am Nahuel-Huapi; wir lernten eine grossartige Seelandschaft im Hochgebirge kennen. Dann folgte die eigentümliche Zone mit den bizarren vulkanischen Landschaftsformen am Limay, und endlich die endlose meergleiche Steppe, die langweilige, sterile Pampa. Alle diese Typen haben ihren eigenen Reiz. Selbst die Steppe entbehrt nicht poetisch-schöner Motive. Und hält man alles, alles zusammen, so erscheint Mutter Erde doch auch in Südamerika gross und schön. Man vergisst der

ertragenen Mühsale. Man vergisst, dass man fast täglich in Gefahr geschwebt hat, da von Lawinen oder Steinschlag bedroht, dort einem verderblichen Schwindelanfall ausgesetzt, zu Pferde im reissenden Bergfluss, oder in unsicherm Schiff auf tobendem See, dem Ertrinken näher als dem Ufer, oder im Zwist mit ungetreuen Dienern — räudige Schafe gibt's eben gelegentlich überall. Dass man viel Geld mitführen muss, erhöht die Sicherheit vor Raubmord nicht. Und dass manchmal wochenlang der Regen nicht aufhören wollte aufs Zeltdach zu klatschen, dass man bis aufs Mark durchfeuchtet war oder bei minus 6—9 Grad früh morgens zähneklappernd seinem Feldbett entkroch, oder gar infolge Irrganges die Nacht hatte unter einem vorspringenden Felsen ohne Decken noch Zelt verbringen müssen — das bleiben nur mehr einzelne pikante Punkte in der Erinnerung, wenig bedeutender, als die Momente von Meinungsverschiedenheiten zwischen Reiter und störrischem Maultier oder schreckhaftem Pferde. Das unendlich viele Schöne, Neue und Interessante, das die Expeditionen boten, das sind die übrigen neun Zehntel der gemachten Erfahrungen. Die wissenschaftlichen Resultate werden in einen vorläufig abschliessenden Bericht gefasst werden können. Aber es bleibt auch noch manche Frage übrig, deren Lösung erst in Zusammenhang mit spätern Forschungsergebnissen zu erwarten ist. So entspringt auch subjektiv enormer geistiger Gewinn, abgesehen davon, dass man bei den riesigen Dimensionen der durchreisten Gebirgsländer notgedrungen rascher beobachten und die Hauptpunkte erfassen lernen, eine gewisse methodische Anti-Detailkrämerei sich aneignen musste, die auch in der Heimat wieder, und nicht nur in der Geologie, brauchbar sein sollte.

